

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 171.

Dienstag, 25. Juli.

1916.

(88. Fortsetzung.)

Die Braut aus Kanada.

Roman von Hedda von Schmb.

(Nachdruck verboten.)

Fred Delarue saß an einem Nachmittag im November in seinem Arbeitszimmer.

Für ihn war es — noch „vor Tisch“, da in seinem Hause englische Tischzeit herrschte.

Der sonnenlose Tag hatte in einem echt Berliner Regennebel sein Ende gefunden.

Das große, im englischen Stil eingerichtete Zimmer lag fast im Dunklen — Fred liebte diese „Übergangsmomente vom Schatten zum Licht“, wie er die Dämmerstunde nannte. Für seine kostbare Zeit bestand sie ja auch nur aus Augenblicken. In ihnen überdachte er gern wichtige Angelegenheiten. Ihm war es dann, als arbeite sein Geist schärfer, wenn seine Sehkraft durch nichts Helles abgelenkt wurde.

Es hatte für ihn soviel Beruhigendes, dieses Grau und Schwarz, das sich wie ein weicher Mantel um seine Sehnerben legte.

Ein Rochen an der Tür wurde laut.

„Herein“, sagte Fred, und berührte den Knopf der elektrischen Leitung. Hell flammte das Licht in den Birnen, die in einem Bündel von der hohen Zimmerdecke herabhängen, auf.

Bei geschäftlichen Unterredungen liebte Fred volle Beleuchtung — arbeitete er allein am Schreibtisch, so genügte ihm das durch einen grünseidenen Särm gedämpfte Licht der kunstreich in Kupfer getriebenen Tischlampe.

Doktor Gaendler wurde gemeldet.

Fred hatte ihn erwartet.

Es handelte sich um eine wichtige Besprechung: bei der Krisis jenes Unternehmens in Kanada, in das Hans Grönning mit dem ihm in manchen Dingen eigen gewesenen Leichtsinne beinahe sein ganzes, in sauren Arbeitsjahren erworbenes Vermögen hineingesteckt hatte, waren die Aktien des Kohlenlagers fast wertlos geworden. Unerwarteterweise war jedoch kürzlich ein enormer Umschwung in den kanadischen Kohlengruben eingetreten: eine neue Gesellschaft hatte die Aktiven und Passiva übernommen, hatte den Aktionären, die bisher keinen Schilling Dividende gesehen hatten, neue Anteile angeboten, sich resp. bereit erklärt, die Winnipeg-Aktien zurückzukaufen. Fred Delarue, als vorsichtiger Geschäftsmann, hatte sich anfänglich äußerst mißtrauisch diesen Aussichten gegenüber verhalten. Doch die Tatsachen lehrten ihn, die nunmehr mit frischer Kraft in Angriff genommene Ausnutzung des Kohlenlagers mit anderen Augen zu betrachten. Die Aktien stiegen rapid zu einem überaus günstigen Kurs. Es fragte sich nun, was praktisch war — mit den versprochenen Dividenden zu rechnen, oder alle Aktien, die sich noch in seinem, Delarues und Grönningensches Besitz befanden, schleunigst auf den Markt zu werfen. Man konnte ja nie wissen, was schon in aller nächster Zeit drüben wiederum für neue Veränderungen eintreten dürften. Naturgewalten konnten das so großartige aufblühende Unternehmen vernichten, es könnte auch durch unvorhergesehene Ereignisse in Kanada zu den Alltäglichen gehören, konnten die

Papiere mit einem Male wiederum zu fast wertlosen Stempeln. Im Lande der unberechenbaren Möglichkeiten mußte man auf alles Unerwartete beständig gefaßt sein.

Doktor Gaendler, dem kaufmännisches Risiko sowohl Respekt als auch, wie er lächelnd sagte: „heimliches Grauen“ abnötigte, war entschieden mehr für den „Sperling in der Hand“ als wie für „die Taube auf dem Dache“.

Er vertrat in dieser Aktienangelegenheit die Interessen seiner Schwägerin Thea und diejenigen seiner beiden Söhne, die den Anteil, der ihrer Mutter zugefallen wäre, erbten.

Da die beiden Männer, Fred und Dr. Gaendler, einander persönlich sympathisch gegenüberstanden, wurde die Regelung der Angelegenheit schnell erledigt.

Fred stimmte gleichfalls für schleunigen Verkauf der Anteilscheine bei der gegenwärtigen günstigen Konjunktur. Es freute ihn, in dem Doktor eine so verständige, klare und energische Natur zu finden. Er erkundigte sich im Laufe des Gesprächs auch ganz unbefangen nach Thea und den Kindern, als man nach Beendigung der geschäftlichen Konferenz noch für die Dauer einer Zigarre beisammen saß.

Es ginge allen gut zu Hause, berichtete der Doktor.

Er war eigen davon berührt, daß seine Kinder nun doch ihren in Kanada verstorbenen Onkel beerbten. Er entsann sich deutlich jenes Abends, an dem seine Frau ihm voller Beschämung eingestanden hatte, daß sie sich nicht so herzlich über die Verlobung ihres Bruders, des Erbonkels in der Familie, gefreut habe, als man es von ihr hätte erwarten können.

Dieser Gedankengang veranlaßte den Doktor zu der Äußerung: „Sie entinnen sich natürlich der Braut meines verstorbenen Schwagers, Herr Delarue? Der Braut aus Kanada — jawohl, Sie haben Henrika du Santos doch vor zirka fünf Jahren aus Kanada zu uns herübergebracht.“

„Ja — und?“ fragte Fred kurz.

Die Erinnerung an Henrika du Santos berührte ihn jedesmal peinlich.

„Denken Sie mal an, was aus Henrika geworden ist: also zuerst, nachdem sie das Haus meiner verstorbenen Schwiegermutter heimlich verlassen hatte, ging sie zur Bühne. Neuerdings ist sie — Filmschauspielerin geworden. Und was für eine! Hervorragend, ich versichere es Ihnen, Herr Delarue. Die Zeitungen erwähnen ja bereits Henrikas Leistungen. Haben Sie denn niemals ihren Namen in einem oder dem anderen Blatt gefunden?“

„Nein“, erwiderte Fred kalt. „Meine Zeit ist sehr beengt —“

„Und für die Rubrik „Kinematographisches“ fehlt mir außerdem jegliches Interesse“, schloß Fred mit deutlicher Geringschätzung.

„Ob“, meinte der Doktor mildernd, „das Kino löst immerhin manche künstlerischen Aufgaben in hervorragender Weise. Zum Beispiel auf wissenschaftlichem

Gebiet, doch", fügte er sich erhebend, lächelnd hinzu, "um eine Debatte über den Wert oder Unwert des Kinematographen auszufechten, dazu dürfte uns beiden doch die Zeit fehlen. Mich ruft die meine gerade zufällig in ein Lichtspieltheater — ich habe meinen beiden Ruben versprochen, sie in eins zu führen, wo ein dänischer Film mit Henrika dy Santos in der Hauptrolle das Entzücken der Zuschauer bilden soll. Eine geschichtliche Begebenheit aus dem alten Dänemark mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik und wohlverstanden — der nötigen Sensation behandelt. Das Drama ist, so viel ich beurteilen kann, kulturell nicht ohne Interesse. — Also — ich habe die Ehre, Herr Delarue — es hat mich aufrichtig gefreut, Sie nach langer Zeit wiederzusehen, und meinen aller schönsten Dank für Ihren wertvollen geschäftlichen Rat."

"Bitte, verehrter Herr Doktor — es galt ja auch meine eigenen Interessen, und das Vergnügen des Beisammenseins war ganz auf meiner Seite. Darf ich bitten, Ihrem Fräulein Schwägerin eine Empfehlung von mir zu bestellen", erwiderte Fred Delarue verbindlich und geleitete den Gast die Treppe hinunter bis auf die Diele des Hauses, wo der Bediente den überzieher des Doktors bereit hielt.

So groß, so vornehm war das alte Haus — doch ach — wie einsam . . .

Wenn jemand vor einer Woche Fred Delarue gesagt hätte, daß er gleich so vielen anderen Sterblichen sich an der Kasse eines der großen Berliner Lichtspieltheater eine Eintrittskarte lösen würde, so hätte er an dem Bestande des falschen Propheten gezweifelt.

Fred Delarue, der Vielbeschäftigte, der während des Trauerjahres um seinen Bruder und noch über diese Frist hinaus sich vollständig von aller Geselligkeit zurückgezogen hatte — er brachte seine kostbare Zeit damit zu, sich eine Lichtspielvorstellung anzusehen.

Er hätte sich selber auslachen mögen.

Doch eine ihm unerklärliche Regung trieb ihn unwiderstehlich dazu, sich den dänischen Film, in dem Henrika dy Santos die Hauptrolle spielte, anzusehen.

Seit er durch Dr. Gaendler erfahren hatte, daß die ehemalige Braut seines Freundes Gröning Filmdarstellerin geworden war, hatte ihn der Gedanke an Henrika dy Santos unablässig verfolgt. In seinen Augen war sie, mochte man ihr auch den Namen „Filmprinzessin“ geben, „von Stufe zu Stufe“ gesunken. Er dachte daran, daß es nun mehr als früher seine Pflicht gegen seinen verstorbenen Lebensretter war, sich um Henrika zu kümmern — er redete sich's wenigstens ein, daß lediglich das Andenken an seinen verstorbenen Freund und Lebensretter ihn dazu veranlaßte, nun noch nachträglich zu verfolgen.

Es war gegen neun Uhr abends, als Fred den großen Saal des Lichtspieltheaters betrat. Mit Absicht hatte er keinen teuren Platz gewählt. Er wußte, daß auch Leute seiner Kreise den kinematographischen Darstellungen Interesse entgegenbrachten — es wäre ihm unendlich wünschenswert gewesen, hier einen Bekannten zu treffen. Man würde verwundert mit dem Kopf schütteln: Fred Delarue Kinobesucher — das war einfach noch nicht da gewesen . . .

Er blickte sich forschend um — nein, kein einziges bekanntes Gesicht. Er begann unwillkürlich nervös zu werden, war schon im Begriff, sich zu erheben, und den Zuschauerraum zu verlassen, so sehr verdroß es ihn, daß er überhaupt hierher gekommen war, da, bevor er zu einem Entschluß gelangte, erklang die Beleuchtung im Saal, sanfte Musik erklang und die Vorstellung nahm ihren Anfang: zunächst gab man eine an sich geistlose Durcheinander, die jedoch Luststürme in der Mehrzahl des Publikums erzielte, dann zeigten sich die Ereignisse der letzten Woche in lebhaften, naturgetreuen Bildern, und dann endlich kam die Glanznummer des Programms: „Die Flucht der Gräfin Ahlefeld“. Der Schauplatz des Dramas war Bernholm — König Christian IV. und der Kristine Munk Tochter, die an den Grafen Rezia

Ahlefeld verheiratet war, schmachtete in Gefangenschaft auf Schloß Hamnerlaus. Man erblickte das stolze Schloß, wie es im 17. Jahrhundert ausgesehen hatte. Hoch branden die Wellen der Ostsee um die Klippen von Bornholm. Die Gräfin Leonore sitzt in ihrer Kerkerzelle, ihr zu Füßen Karen, die Tochter des Burgogts, die ihr zur Unterhaltung wieder zu der Laute vorsingt. Der Graf Korfiz ist entflohen, und auch die Gräfin spinnt nach langer Gefangenschaft Fluchtpläne. Ihr einziger Trost, ihre einzige Gesellschaft ist die schlanke, schöne Karen, die mit Sören, einem Bauer aus dem Städtchen Santvig verlobt ist. Dieser, ein freier Sohn des Meeres, läßt sich durch die Schilderungen seiner Braut für das Schicksal der unglücklichen Gräfin begeistern. Er will sie befreien. Ihm dünkt Gefangenschaft gleichbedeutend mit Tod. Seine und Karens Hochzeit wird gefeiert . . . Alte Volkstrachten und Hochzeitsriten ziehen auf den Wildern vorbei, dann jauchet man des Heim des jungen Paares in der Nähe der alten Kirche, mit ihrem schneeweißen Turm und dem Garten der Toten — ein wunderbar eigenartig poetisches Landschaftsbild. Sören spricht mit seinem jungen Weibe bald von nichts anderem mehr als von der Befreiung der Gräfin, Karen hat ihn heimlich in die Gefängniszelle geführt, und die Schönheit, das mit stolzer Ruhe und Ergebung getragene Gesicht der unglücklichen Fürstentochter, haben ihn vollends für einen neuen Fluchtplan der Gefangenen entflammt.

(Fortsetzung folgt.)



Was durch die Liebe ich besessen habe, lebt ewig fort in mir und stirbt mir nicht. Hammer.

Wie man seinen Graben verteidigt.

Aus einer französischen Armeezettung.

(Vom militärischen Mitarbeiter der „Südd. Reichskorr.“)

Es wird weite Kreise interessieren, einmal einen Auszug aus einer französischen Kriegszeitung zu lesen, dem „Bulletin des Armées de la République“, der gewissermaßen das Zentralorgan der Feldzeitungen der Franzosen ist.

In Nr. 191 vom 26. April 1916 findet sich ein Artikel, der sich durch Sachlichkeit und Anschaulichkeit auszeichnet und den auch der deutsche Soldat mit Nutzen lesen wird. Er behandelt das Thema: „Wie man seinen Graben verteidigt.“

Seinen unversehrten Graben zu verteidigen, ist keine Kunst. Leider greift aber der Feind niemals einen Graben an, der noch in gutem Zustande ist; er kommt erst in dem Augenblick, wenn der Graben vollständig zerstört ist und wenn er die Verteidiger fast alle getötet glaubt.

Seinen Graben verteidigen, das heißt ihn noch dann halten zu können, wenn er verschüttet ist und wenn die Kameraden gefallen sind.

So verstanden, ist die Verteidigung eine äußerst harte Aufgabe. Man muß alle ihre Schwierigkeiten kennen, um die Fähigkeit zu haben, sich auf ein und derselben Stelle während der Beschießung überschütten zu lassen und im Augenblick des Angriffs sich aufzuraffen und den Feind zurückzuschlagen.

Welche Vorichtsmaßnahmen muß man nun ergreifen, um sich zu verteidigen?

Vor allem muß man fest entschlossen sein, sich zu schlagen. Der gute Soldat, dessen Graben zerstört ist, nistet sich in einem Granattrichter ein und knallt alles nieder, was sich zeigt; der schlechte Soldat sagt: „Alles ist verloren“ und läßt sich fangen wie ein Schaf.

Sodann muß man benachrichtigt werden, sobald der Feind aus seinen Gräben herausgeht. Das ist die Rolle der Posten. Die Posten müssen ununterbrochen während der Beschießung auf ihrem Platz bleiben. Aber da der Postendienst dann sehr mühevoll und gefährlich ist, trifft man einige Vor-sorge, um ihn zu erleichtern. Die Posten werden in geschlossenen, gegen die Sprengtöpfe gut geschützten Nischen aufgestellt; sie stehen in unmittelbarer Nähe der Unterstände, damit die Gegenwart der Kameraden ihnen Stärke gibt und sie sofort ersetzt werden können, wenn sie verwundet werden.

Die Posten werden sehr häufig abgeleert, alle 100 Minuten; sie sind Gegenstand der besonderen Überwachung durch die Vorgesetzten. Wenn die Vorgesetzten sich darauf beschränken, im tiefsten Winkel ihres Unterstandes verbrochen zu bleiben, so setzen sie ihre Truppen der Gefahr aus, kampfslos gefangen genommen zu werden.

Das beste Signal, das Nähen des Feindes zu melden, ist ein Flintenschuß: der Posten, der den Feind auftauchen sieht, alarmiert und schießt die Patronen, die er in der Kammer hat, ab. Die Schüsse benachrichtigen sofort die Besatzung des Reservegrabens.

Auf das erste Alarmsignal müssen die Leute in den Unterständen schleunigst ihre Kampfstellung gewinnen können. Alle Unterstände müssen zwei Ausgänge haben und soviel wie möglich durch unterirdische Gänge (Stollengewölbe) verbunden sein. Dann läuft die Besatzung nicht Gefahr, durch die Beschichtung lebend eingemauert zu werden. Wenn die Ausgänge verschüttet werden, müssen sie sofort freigelegt werden.

An seiner Kampfstellung angekommen, führt jeder seine Weisung aus. Die Schützen wählen, anstatt schnell in den Haufen hineinzuschießen, einen Gegner aus und nehmen ihn in aller Ruhe aufs Korn. Die Handgranatenwerfer schleudern ihre Handgranaten ohne Unterbrechung, um eine richtige Sperre vor den Graben zu legen.

In dem Fall, wo die Besatzung über Stollengewölbe verfügt, kommt es gelegentlich vor, daß man den Feind am Ausgang findet in dem Augenblick, wo man seine Kampfstellung gewinnen will. Mit dieser Möglichkeit muß bei den Stollengewölben, die neben großen Vorzügen den schweren Nachteil haben, das Herauskommen der Besatzung zu verzögern, immer gerechnet werden. In jedem Stollen muß ein Vorrat an Handgranaten lagern, der es ermöglichen soll, die Umgebung der Ausgänge in dem Fall, wo man gezwungen ist, mit Gewalt hervorzubrechen, freizumachen.

In allen Fällen darf die Besatzung nicht den Kopf verlieren, wenn es dem Feind gelungen ist, in den Graben einzudringen, bevor sie ihre Kampfplätze erreicht hat. Sie muß fest entschlossen sein, aus dem Stollen herauszukommen und ihre Plätze mit Gewalt wiederzunehmen, indem sie die Eindringlinge niedermacht.

Jedesmal, wenn es dem Feind gelungen ist, in einen Grabenteil einzudringen, müssen die am nächsten stehenden Verteidigungstruppen eine große Zahl von Handgranaten zusammenbringen und sofort die Gegenangriffe durch die Haupt- und Verbindungsgräben unternehmen. Diese Gegenangriffe, selbst wenn sie sehr schwach ausgeführt werden, haben große Aussicht auf Erfolg, wenn sie gegen die Flanke der Angreifer gerichtet werden im Augenblick, wo diese noch herumlaufen, bevor sie das eroberte Gelände organisiert haben. Die unerfahrenen Schützen, die schnell einen Kampf mit Handgranaten beginnen und ihn aus eigenem Entschluß unternehmen, schonen das Leben zahlreicher Kameraden, nämlich derer der Kompagnien in der zweiten Linie, die später schwere Gegenangriffe zu unternehmen haben werden.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Was deutsche Forschungsarbeit in Polen geleistet hat. Die landeskundliche Erforschung Polens, die seit Jahrzehnten aufs schlimmste vernachlässigt war, kann heute infolge des Weltkrieges bereits bedeutsame Ergebnisse verzeichnen. Mit regem Eifer wurden in der letzten Zeit auf Anregung des Generalgouverneurs von Weseler die Arbeiten auf diesem Gebiete betrieben und zu diesem Zweck eine besondere landeskundliche Kommission beim Generalgouvernement in Warschau eingesetzt. Nach den Ergebnissen der Nachforschungen des Landesgeologen Prof. Dr. Michael ist die Bedeutung der Kohlenbezirksgebiete in Polen viel größer als bisher angenommen wurde. Für die oberschlesische Industrie ist besonders erfreulich die festgestellte weite Verbreitung nutzbarer Eisenerzablagerungen in Form von Brauneisenerzen, Toneisensteinen, Mafenerzen und Schlacken, was für den Erzbezug von großer Wichtigkeit ist. Eifrig betrieben werden weiter die Forschungen auf meteorologischem, geographischem und landeskundlichem Gebiete. Die Geschichtswissenschaft hat nicht au-

ßert eine außerordentliche Bereicherung erfahren infolge der wissenschaftlichen Durchforschung der öffentlichen und privaten polnischen Sammlungen. Deutsche Gründlichkeit hat hier überaus wichtige Ergebnisse zutage gefördert und längst verloren geglaubte Quellen der Forschung erschlossen. Vor allem für die Geschichte der Provinzen Ost- und Westpreußen, Posen und Schlesien sind Tausende neuentdeckter Urkunden von größter Bedeutung — um so mehr, als es sich um eine wichtige Periode der Geschichte Preußens handelt: die der ersten deutschen Herrschaft in dem im jetzigen Weltkrieg wieder befreiten Lande — 1793—1806. Der bedeutsame wissenschaftliche Erfolg ist in erster Linie dem um die ostdeutsche Geschichtsforschung hochverdienten früheren Posener Geheimen Archivrat Dr. Warschauer zu verdanken, der viele Jahre lang als Dozent für Landesgeschichte an der Posener Akademie wirkte, mit der Geschichte Polens (bei völliger Beherrschung der polnischen Sprache) hervorragend vertraut ist und vor etwa Jahresfrist zum Direktor des Archivs in Warschau ernannt wurde, nachdem er seit 1912 kommissarischer Direktor des Staatsarchivs in Danzig gewesen war. Er ist der persönliche Berater des Generalgouverneurs beim Schutze der polnischen Archive, wie er durch Artikel 56 der Saager Landkriegsordnung vereinbart ist. Eine längere Veröffentlichung der Früchte deutscher Forschungsarbeit steht bevor. Von den Beamten der Archivverwaltung wird das freundliche Entgegenkommen der polnischen Geschichtsforscher bei den Nachforschungen besonders anerkannt. Diese förderten u. a. eine Kabinettsorder Friedrichs des Großen zutage, die an einen polnischen Magnaten gerichtet ist, worin er seine Auffassung als pater patriae darlegt. (Zens. Bln.)

Das vornehme ad Astra-Haus. Das englische Publikum, das es sich bisher fernwährend gefallen lassen mußte, von der Regierung wegen seiner unpatriotischen Verschwendungssucht im Kriege getadelt und durch eine Unmasse strenger Aufrufe zur größerer Sparsamkeit ermahnt zu werden, ergreift mit sehr deutlich erkennbarer Freude die Gelegenheit, nunmehr einmal den Spieß umzudrehen und dieselben Ermahnungen und denselben Tadel an die Adresse der löblichen britischen Regierung zu richten. Diese Gelegenheit bot sich durch die Begründung des sog. ad Astra-Hauses, das von der Londoner Presse in zahlreichen Artikeln scharf hergenommen wird. Da das Munitionsministerium einerseits ständigen Zuwachs von Ämtern, Abteilungen und Mitgliefern erhielt, andererseits aber stets auf erfolgloser Suche nach einem eigenen Heim war, wo es einen Betrieb zu ruhiger Arbeit unterbringen könnte, sagte die Regierung nach Verlauf zahlreicher Monate endlich den Entschluß, in Ermangelung eines eigenen Gebäudes das neue Ministerium in einem Londoner Hotel einzurichten. Zu diesem Zweck kaufte sie das altbekannte, früher hauptsächlich von deutschen Gästen besuchte De Kayser Hotel am City-Ufer der Themse. Mit diesem Kauf begann der Feldzug gegen die Verschwendungssucht des Munitionsministeriums. Zuerst wurde festgestellt, daß es durchaus nicht nötig gewesen wäre, für die Munitionsbeamten und die diesem Ministerium angehörigen Beamten des königlich britischen Fliegerkorps ausgerechnet eines der vornehmsten und dementsprechend teuersten Hotelgebäude zu erwerben, und man munkelte, daß die Regierung sich bei dieser Transaktion alles weniger als praktisch erwiesen habe, da der Profit des Geschäftes in weitaus höherem Maße auf Kosten der privaten Hotelgesellschaft gewesen sei. Nun, da man endlich im glücklichen Besitz eines würdigen Hauses war, mußte man nach einem besonderen Namen dafür suchen, da der einfache Titel „Munitionsministerium“ nicht mehr vornehm genug erschien. Die ebenso eifrigen wie langwierigen Beratungen führten zu dem Resultat, daß man das Gebäude nach dem Wunsche des englischen Fliegerkorps „ad Astra-Haus“ taufte. Neuerdings wird die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Munitionsministerium durch die Beobachtungen gelenkt, die ein Mitarbeiter der „Daily Mail“ bezüglich des Lebens und Treibens der Mitglieder des ad Astra-Hauses machte und in seinem Blatte bekannt gibt. „Seit die Fliegerabteilung und das Munitionsministerium ihren räumlichen Einzug in das De Kayser Hotel — pardon, ad Astra-Haus hießen,“ schreibt das Londoner Blatt, „wurde in der ganzen Umgebung dauerndes Geräusch ertötet durch die Verwendung, deren die Angehörigen dieses Hauses „zu den Sternen“ sich bestreben. Während die vielbeschäftigten Londoner Unternehmer aus

patriotischen Gründen auf ihre Automolise verzichtet haben und sich höchstens noch billiger kleiner Zweifler bedienen, sieht man vor dem ad Astra-Haus ständig einen Park großartiger Luxusautomobile warten. Gestern um 4 Uhr, nachmittags, standen dort nicht weniger als 27 dieser Prachtautomobile mit 4 oder 6 Sizen, Reserverädern, Reserverepneumatik usw. Wer aber glaubt, daß diese Wagen zur Erledigung dringender Geschäfte dienen; ist sehr auf dem Holzwege, da man niemals mehr als einen Beamten in einem solchen Niesenautomobil sieht. Stundenlang, ja manchmal einen ganzen Nachmittag hindurch, warten diese Wagen unbenuzt vor dem ad Astra-Haus, und mit ihnen warten die Chauffeure und uniformierte Diener, lauter große und kräftige Männer, die man wahrhaftig anderswo und zu wichtigeren Dingen gebrauchen konnte. Ingefaßt dieses Verhaltens der Angestellten des ad Astra-Hauses, die es anscheinend für unter ihrer Würde halten, sich anders als in einem Luxuswagen mit librierter Diener zu ihrer Arbeit zu begeben, sei daran erinnert, daß die elektrischen Straßenbahnen, die seinerzeit eine so gute Verbindung aus den verschiedensten Teilen der Stadt zum De Kayser Hotel herstellten, nach wie vor zu diesem Gebäude fahren, und daß man ruhig einen bürgerlichen Straßenbahnwagen benutzen kann, selbst wenn man unter dem Motto ad Astra die Feder schwingt! . . .

Das Ende der Pariser Pferdewagen. Mit der Auffassung der Pariser Pferdewagen, die nach dem Kriege gänzlich dem Automobilverkehr weichen sollen, wurde in der letzten Woche durch den öffentlichen Verkauf des Gesamtmaterials zwei der größten Pariser Pferdewagen-Unternehmungen begonnen. Wie einer unter dem Titel „Der Tod der Pferdewagen“ im „Journal des Débats“ veröffentlichte Schilderung dieses Verkaufs zu entnehmen ist, befanden sich die Wagen der französischen Hauptstadt bereits in einem höchst unruhigen und alles weniger als großstädtischen Verhältnissen entsprechenden Zustande, so daß die Preise, die erzielt wurden, wegen ihrer Niedrigkeit mehr Verwunderung als Freude erregten. Ein geschlossener Wagen konnte bereits um 20 Franken erstanden werden, mit einer sog. Wagen erster Güte um 40 Franken. Für 15 Franken konnte man 20–30 Wagenräder kaufen, woraus das „Journal des Débats“ mit Recht den Schluß zieht, daß man nun über das alte Knochen durcheinander rüttelnde Schwanke der Pariser Wagen nicht mehr verwundert zu sein braucht. Auch das Pferdewagenmaterial der Pariser Wagen scheint nicht gerade das Beste zu sein, da es jedermann frei steht, sich für Ermmen, die zwischen 80 und 180 Franken schwanken, ein solches Wagenpaar zu kaufen. Mit den alten Wagen, die nun endgültig vom Schauplatz entfernt werden sollen, verschwindet wieder ein Element des alten Paris, das den Krieg dazu zu benutzen scheint mit seinen Traditionen aufzuräumen, da man gelernt habe, daß in dieser durch die Barbaren so materialistisch gewordenen Zeit die Praxis vor die Poesie zu setzen sei.

Die geheimnisvolle Geschichte eines italienischen Madonnenbildes. Einen interessanten Beitrag zu den Madonnenbildern, deren der italienische Kunsthandel sich oft befleißigt, liefert die Geschichte eines Madonnenbildes, das vor zwei Jahren plötzlich in Florenz auftauchte und bald allseitige Aufmerksamkeit erregte, da es von einer Anzahl bedeutender Florentiner Kunstverständiger als ein Jugendwerk des Fra Bartolommeo bezeichnet wurde. Ebenso plötzlich, wie es erschienen war, verschwand das Bild kurze Zeit darauf wieder. Die geheimnisvolle Madonna galt als verschollen, bis sie plötzlich in einem Hause der Villa Bandelli von Waltherr Viehl aufgefunden wurde, der hierauf diesen merkwürdigen Fall einer genauen Untersuchung unterzogen, deren Ergebnisse nunmehr in den Monatsheften für Kunstwissenschaft veröffentlicht werden. Die Angelegenheit ist für alle Kunstliebhaber von um so größerem Interesse, als die wirklich eigenhändigen Werke des Fra Bartolommeo bekanntlich äußerst selten sind. Aus den Feststellungen über das Schicksal des Bildes ist zu entnehmen, daß es sich noch vor wenigen Jahren über dem Hochaltar in der in der Nähe von Rigano gelegenen Kapelle der Villa Mosso befand. Da die Villa zu jener Zeit einem Colonelle Sacchetti gehörte, wird das Bild als „Madonna Sacchetti“ bezeichnet. Wie viele Jahre lang die Madonna unberührt über dem Altar, bis eines Tages Sacchetti das Bild von einem Florentiner

Photographen aufnehmen und dann nächtlicherweile entfernen ließ und durch eine bereits fertige Kopie ersetzte. Der Verkauf wurde darum mit solcher Eile im Schutze der Nacht vorgenommen, damit das Geheimnis vollkommen gewahrt werde. Man nimmt an, daß das Bild nach Amerika verkauft werden sollte, daß jedoch der Handel wegen der Höhe des geforderten Preises nicht zum Abschluß kam. Nach dem Tode Sacchettis tauchte die Madonna zum zweiten Male aus der Verborgenheit auf, indem sie von den Erben in der Gallerie des Palazzo Strozzi zum Verkauf gestellt wurde. Dies war der Zeitpunkt, wo die Madonna dem Fra Bartolommeo zugeschrieben wurde, worauf das so abenteuerliche Werk abermals verschwand, um in Prato versteckt zu werden. Im Rahmen einer eingehenden stilistischen Erörterung führt Waltherr Viehl aus, daß die Frage, ob es sich bei der Madonna Sacchetti um ein Werk des Fra Bartolommeos selbst oder eines seiner Schüler, etwa des Marchiotto Albertinelli, handle, nicht mit Bestimmtheit zu beantworten sei. Nebenfalls ist aus der ganzen Art des Werkes zu erkennen, daß es zur charakteristischen Schule des Fra Bartolommeo aus den Jahren 1500–1512 gehört, also um diese Zeit zumindest unter der Aufsicht des Meisters in seiner Werkstatt von San Marco, vielleicht unter Mitarbeit mehrerer Schüler, entstanden sein muß.

Der Jakobitag. (25. Juli.) Auf den 25. Juli fällt der Gedenktag des Apostels Jakobus, der zum Unterschiede von dem jüngeren Apostel desselben Namens Jakobus der Ältere genannt wird. Im Mittelalter brachte man ihm besondere Zeichen der Verehrung entgegen, und sein Gedenktag wurde auch unter großen Feierlichkeiten begangen. Der Apostel war ein Sohn des Fischermeisters Zebedaeus und ein Bruder des Evangelisten Johannes. Nach der Apostelgeschichte war er der erste Apostel, der den Märtyrertod erlitt. In der Christenbefolgung unter Herodes Agrippa I. wurde er vor dem Rastaberg des Jahres 44 gefangen und durch das Schwert hingerichtet. Im 9. Jahrhundert war die Legende verbreitet, daß er vor seinem Ende nach Spanien gepilgert sei, dort das Evangelium gepredigt und den Märtyrertod erlitten habe. Obwohl diese Sage dem Bericht der Apostelgeschichte widerspricht und von vielen katholischen Schriftstellern bekämpft worden ist, lebt sie im Volksmunde in Spanien fort und gab die Veranlassung zur Entstehung des berühmten spanischen Wallfahrtsortes San Jago di Compostella. Dort ruhen jedenfalls seine Gebeine, die nach dem Martyrologium Romanum von Jerusalem dorthin überführt worden sind. Im Einklange mit dieser Legende wird der Apostel immer als Pilger mit einem Pilgerhut, auf dem Muscheln angebracht sind, mit Pilgermantel, Stab und Kestel in der Hand dargestellt. Aber die Bedeutung der Muscheln erzählt die Legende, daß ein heidnischer Fürst aus Galizien, der sich in Spanien der Aufstellung des Apostels näherte, plötzlich mit Muscheln bedeckt und dadurch bekehrt worden sei. Seitdem pflegen fromme Pilger ihre Hüte mit Muscheln zu schmücken, eine Sitte, die wir auch beim Pilgerchor in Richard Wagners „Lohengrin“ wiederfinden. Im Jahre 844 siegten nach der Legende die christlichen Spanier in der heiligen Schlacht bei Clavijo gegen die Sarazenen, weil in ihren Reihen der heilige Jakobus selbst auf weißem Schimmel mitgekämpft habe. Diese Szene ist vielfach in der Kunst dargestellt worden. „San Jago“ wurde nunmehr das Schlachtgeschrei der spanischen Krieger. Da auch in früheren Jahrhunderten von Deutschland aus alle Pilgerfahrten nach dem San Jago di Compostella unternommen wurden, entstanden hier zahlreiche Bruderschaften des heiligen Jakobus, die Jakobusbrüder, von denen in manchen mittelalterlichen deutschen Niederebn und Erzählungen die Rede ist. Weil der heilige Jakob als Pilger mit dem Pilgerhut abgebildet wird, pflegen ihn in früheren Zeiten bei uns die Gutmacher zum Gedenken ihres Handwerks anzurufen. Man kann es verstehen, daß ihnen im Gegenfatz zu allen übrigen barhäptig dargestellten Aposteln der „behütete“ Apostel Jakobus am nächsten stand. In England hält man bis zum heutigen Tage vielfach an dem Brauch fest, am Jakobstage alten Stils die ersten Austern zu verzehren. Ohne Zweifel stellen bei diesem Brauch die Austernschalen die Verbindung mit dem Muschelhut des Heiligen dar. Da in unseren Breiten am Jakobstage gewöhnlich die Roggen-ernte in vollem Gange ist, wird der Heilige in den katholischen Gegenden unseres Vaterlandes als Erntehelfer verehrt.